

Erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Die „Siegener Familienblätter“ werden dem „Anzeiger“ viermal wöchentlich beigelegt, das „Kreisblatt für den Kreis Siegen“ zweimal wöchentlich. Die „Landwirtschaftlichen Zeitfragen“ erscheinen monatlich zweimal.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Notationsdruck und Verlag der Brüder
Universitäts- und Steindruckerei,
R. Lange, Siegen.

Redaktion, Expedition und Druckerei: Schul-
straße 7. Expedition und Verlag: 11. St.
Redaktion: 112. Tel.-Nr.: Anzeiger-Siegen.

Zur Aufklärung über die Kriegsanleihe.

(Nachdruck erwünscht.)

Alle Zeitungen bringen jetzt die Aufforderung: „Zeichnet die Kriegsanleihe!“ Aber diejenigen, die mit Wertpapieren noch nichts zu tun hatten und gewohnt sind, ihre Ersparnisse nur der Sparkasse anzuvertrauen, werden doch vielfach nicht recht wissen, wie dieses „Zeichnen“ vor sich geht und was es überhaupt mit dieser Anleihe auf sich hat. Darum hier ein paar Worte zur Aufklärung.

Zunächst ein Beispiel: Jemand hat auf der Sparkasse etwa 1000 Mark. Er weiß, daß er sie in den nächsten Monaten wahrscheinlich nicht braucht. Um aber für alle Fälle doch einen Teil stets zur Verfügung zu haben, entschließt er sich, nur für die Hälfte Kriegsanleihe zu zeichnen. Die Zeichnung ist nur möglich bis Samstag, 19. September, 1 Uhr. Er geht also an die Sparkasse und erklärt, er wolle für 500 Mark fünfprozentige (= 5%) Deutsche Reichsanleihe kaufen. (Es kann auch weniger oder mehr sein, der kleinste Betrag ist für 100 Mark.) Die Sparkasse wird ihm dann Anfang Oktober die nötige Summe von seiner Ersparnis herauszahlen, denn bis zum 5. Oktober 1914 müssen kleinere Beträge der Reichsanleihe (bis 1000 Mark) bezahlt sein. Die Sparkasse wird auch den Ankauf meist selbst besorgen können; tut sie das nicht, so besorgt es jedes Bankhaus.

Die Anleihe wird zu 97,50% ausgegeben, d. h. für 100 Mark braucht man nur 97,50 Mark zu bezahlen; also für ein Stück von 500 Mark nur 487,50 Mark. An dem Wertpapier, das man erhält, sind sog. Kupons (d. h. Zinscheine). Sie sind alle Halbjahre abzuschneiden, der erste am 1. April 1915. Jedes Bankhaus zahlt dann den darauf stehenden Zinsbetrag. Dieser beträgt also für das Jahr bei einem Stück von 500 Mark 12,50 Mark. Die Verzinsung ist also besser, als auf der Sparkasse, die nur 3 bis 4 Prozent zahlt. Auch ist das Geld ebenso sicher angelegt; denn solange das Deutsche Reich überhaupt besteht, wird es auch seine Zinsen zahlen.

Das Wertpapier selbst kann man — um es vor Dieben zu sichern — auch bei der Bank oder in der Veritas Reichsbank aufbewahren lassen. Das verursacht keine Kosten. Die Zinsen erhält man dann von der Bank oder der Reichsbankstelle des Wohnorts. Bei der Zeichnung muß man diesen Wunsch äußern. Braucht man später einmal das Geld, so kann man das Wertpapier bei einer Bank verkaufen. Weht der Krieg gut für uns aus, so wird man es teurer verkaufen können als man es gekauft hat.

Aber nicht die Hoffnung auf Gewinn soll uns zur Zeichnung veranlassen, sondern der Wunsch, dem Vaterlande zu helfen. Denn zum Kriegsführen gehört Geld, sehr viel Geld, und deshalb nimmt das Reich jetzt diese Anleihe auf.

Wer man verläumde die Frist nicht: vor Samstag, den 19. September, 1 Uhr, muß die Zeichnung erfolgt sein!

A. M.

Ein Aufruf des Hansa-Bundes.

Der Hansa-Bund richtet an seine Mitglieder folgenden Aufruf:

Die deutsche Kriegsanleihe ist mit Endfrist vom 19. September d. J. bei den bekannt gegebenen Stellen zur Zeichnung

Schlachten vor Paris.

Es ist ein blutgetränkter Boden, jenes Dörfchen vor Paris, das dem schon Cäsars Legionen die Gallier schlugen und jetzt unsere Armeekorps eine schwere Entscheidungsschlacht kämpfen. In jenem Unglücksjahr, in dem unter Führung von Vercingetorix ganz Gallien gegen die röm. Herrschaft aufstand, zog Cäsars Feldherr Labienus den vor Lutetia — dem heutigen Paris — verammelten feindlichen Streitkräften entgegen. „Gedenkt eurer alten Siege“, glaubt Cäsar, der auch so oft zum Sieg führte, „weil unter euch“, rief er den Soldaten zu und führte zwischen sich und dem heutigen Luxemburg-Palast das Lager der Gallier, die unter dem Schladtruf „Terribil! Terribil!“ — baut ihnen den Schicksal ein — entgegengezogen kamen. Der gallische Führer Camulogène fiel. Erst die 840 beginnenden Ereignisse der Romanen trugen neuen Kriegsschrecken vor die inwischen zu einer bedeutenden Handelszentrale emporgeblühene Stadt. Viermal schlugen diese Romanen die schwachen Streitkräfte des Grafen von Paris, plünderten die Vororte und waren nur gegen Zahlung eines hohen Lösegeldes zum Abzug zu bewegen. Erst 886 scheiterte ein neuer Angriff an den inzwischen verstärkten Mauern der Stadt. Die vielen Straßenkämpfe, die Paris seit den Tagen des Bürgerkrieges zwischen Marcel, der sich gegen die Macht der Balais auflehnte und den Dauphin Karl aus der Stadt vertrieb, von Jahrhundert zu Jahrhundert heimgeführt haben und die zuletzt im letzten Kommuneraufstand von 1871 die Leidenschaft des leicht entflammenden Volkes aufreizten, sind keine eigentlichen „Schlachten vor Paris“, inwieweit bei ihnen oft die von der ärmlichen Bevölkerung bewohnten Vorstädte mit Waffengewalt gegen die vom Königsplatz beherrschten Stadtviertel antritten. Doch zog Etienne Marcel mit einem Bürgerheer dem nach Meung geflüchteten Dauphin entgegen, erlitt aber durch dessen Ritterkavallerie eine schwere Niederlage, daß Karl am 1. August 1358 wieder in Paris einziehen konnte. Der 100jährige Krieg sah Frankreichs Hauptstadt wiederholt im Besitz der feindlichen Engländer. Die lauchte die Bevölkerung daher auf, als im September 1429 das Heer Karls VII. unter Führung der Jungfrau von Orléans vor den Toren erschien. Nach mehrwöchentlicher Belagerung führte die heilige Jungfrau selbst die Truppen auf das linke Ufer, um hier durch einen Handstreich den Eintritt in die Stadt zu erzwingen. Doch die Engländer waren gerüstet, und die Jungfrau wurde in der sich entwickelnden Schlacht am Schenkel schwer verwundet. Ihr Heer mußte sich hinter die Loire zurückziehen.

Die mehrfachen Belagerungen der Stadt durch Heinrich IV. endeten im Frühjahr 1590 eine Unterbrechung, als der König dem Heere der katholischen Liga entgegenrückte, und dieses bei Jüvis schließlich von Paris entscheidend aufs Haupt schlug. Auch vom Schrecken des dreißigjährigen Krieges erhielt Paris einen Vorgeschmack, als 1636 die Reiterheere des kaiserlichen

aufgelegt: sie ist nicht wie die vom Jahre 1870, gleich in den ersten Tagen nach dem Kriegsausbruch aufgelegt worden, sondern erst etwa sieben Wochen später, nach Beilegung der Zahlungsmittel-Krise und nachdem die den Kreditverkehr bedrohenden Gefahren, ohne Erlaß eines Moratoriums, erheblich gemildert sind.

Der scheinbar hohe Betrag der Kriegsanleihe ist relativ gering, wenn er gemessen wird an unseren gewaltigen finanziellen und wirtschaftlichen Hilfsquellen, namentlich an unserem das englische und französische übersteigende Volkssparvermögen, an unseren Spar-Einlagen von etwa 20 Milliarden, an unseren Bankdepósitos von rund 6 Milliarden Mark und den überaus bedeutenden eigenen Mitteln unserer Sparkassen, staatlichen Versicherungsanstalten und privaten Lebensversicherungsgesellschaften.

Die Kriegsanleihe, deren Sicherheit von Niemandem bezweifelt werden kann, wird aufgelegt zu den denkbar günstigsten Bedingungen, insbesondere zu hohem Zinsfuß und billigen Kurs sowie mit angenehmen Zahlungsbedingungen. Die Mittel zur Zeichnung lassen sich durch Veräußerung von Wertpapieren bei den Darlehnsstellen beschaffen, und zwar zu Sähen, die beim jetzigen Bankstillestand nur um etwa 1/2 Prozent den Durchschnittszinssatz der Kriegsanleihe übersteigen, deren Kurs bei günstigem Ausgang des Krieges, den wir mit Sicherheit erwarten dürfen, voraussichtlich diesen Zinsausfall mehr als ausgleichen wird.

Wäre dem aber auch anders, das geringe Opfer darf für die zu Hause Gebliebenen nicht in Betracht kommen, die mit fruchtbarer Vermittlung die Gelegenheit ergreifen müssen, dem Vaterlande zu zeigen, daß unsere finanzielle Haltung nicht hinter unserer militärischen zurückbleibt und daß die sich gründlich rühmend, welche glauben, uns finanziell oder wirtschaftlich auszuhebeln zu können. Wir erwarten, daß auch in diesem Falle alle unsere Mitbürger ihre Pflicht gegenüber dem Vaterlande durch höchstmögliche Zeichnungen mit der Kriegsanleihe erfüllen.

Unter russischen Verwundeten.

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Unter den zahlreichen in Berlin untergebrachten Verwundeten stellen die Russen einen besonders starken Bestandteil. In fast allen Lazaretten finden sich verwundete Russen, leicht und schwerverwundete liegen, die einen ansehnlichen Schmerzlos, die anderen vor Schmerzen stöhnend, durcheinander. Alle aber zeigen und äußern sich zufrieden und begnügt über die ihnen zuteil werdende ärztliche Behandlung und Pflege. Und andererseits äußern sich die Ärzte und Krankenpfleger durchweg lobend über die Geduld, die Willigkeit und Dankbarkeit ihrer Pflegelinge. In einem Lazarett fiel mir auf, daß so viele Verwundete neben anderen Verbänden auch Kopferverbände trugen. Natürlich führte ich das auf Kopfschüsse zurück und sprach meine Verwunderung über die „auffallend vielen Kopferletzungen“ aus. Lächelnd flüchte mich die freundliche Oberärztin über meinen Irrtum mit den Worten auf: „Die Verbände sind nicht wegen Verletzungen angelegt, sondern wegen des — Ungeziefers.“ Fast alle eingemachten Russen stimmeln von 8.; wir selbst hatten schon fast darunter zu leiden und suchen nun durch desinfizierende Kopferverbände das Ungeziefer zu bekämpfen.

Die meisten Russen sind in der alten Gardebrigade untergebracht in der Alexanderstraße untergebracht, 600 an der Zahl, darunter 4 Offiziere, 2 Hauptleute und 2 Leutnants. Auf dem Kasernenhofe herrscht reges Leben. In Gruppen von 20 bis 30 Personen stehen die Russen zusammen, teils in lebhaftem Gespräch, teils stumm vor sich hinbrütend. Dazwischen bewegen sich als Aufsichtsposten Seitengewehr, ein imponierender Knäuel! Die Russen machen durchweg einen trostlosen, stellenweise sogar einen gerabegten verkommenen Eindruck. Ihre Kleidung ist die denkbar schlechteste, vielfach kann man von Lumpen sprechen. Namentlich die Fußbekleidung ist durchweg äußerst mangelhaft. Wer auch sonst ist das Aussehen der Leute höchst traurig. Mit ihrem ungeschliffenen Haar und ihren ungepflegten Bärten

machen sie einen völlig verwahrlosten und verwilderten Eindruck. Auffallend war mir die große Zahl Bodennarbiger. Der Ernährungszustand der Leute war nicht schlecht, obwohl sie nach ihren Erzählungen auf den langen Tagemärschen oftmals nur unzureichende Verpflegung gehabt hatten. Mit ihrer jetzigen Befestigung sind sie aufs höchste zufrieden und man kann man auf den Gesichtszügen ablesen, daß er sich in seiner jetzigen Gefangenenschaft bequemer fühlt als unter „Räterschens“ zärtlicher Kränze. Wiederholt erzählten mir Verwundete, sie hätten keine Ahnung davon gehabt, daß es in den Krieg gebe. Sie seien zu „Übungen“ beordert und gleichzeitig aufgefordert worden, nach Möglichkeit eigene Stiefel, Hemden, Strümpfe usw. mitzubringen. Für diese eigenen Sachen würde ihnen eine Entschädigung gezahlt. Unwillig fügten sie hinzu: die verprochene Entschädigung sei ausgeblieben, ja nicht einmal ihr Sold im Felde, monatlich 1 Rubel, etwa 2 Mark und 10 Pf. — sei ihnen ausgezahlt worden! Der fromme Sinn der Russen ist bekannt. Bei vielen Verwundeten entdeckte ich auf der Brust neben der sogenannten Erkennungsmarke den Rosenkranz, und einen verwundeten Offizier traf ich dabei, als er, auf dem Bette sitzend, im Reinen Testament las.

Auf einem Flur der Kaserne standen vor einer Tür 3 Posten mit aufgezacktem Seitengewehr. „Hier liegen die verwundeten 4 Offiziere. Einer von ihnen hat schon einen Fluchtversuch gemacht. Darum jetzt die strenge Bewachung.“ So flüchte mich mein Begleiter über das ansehnliche Bild auf. Beim Betreten des Zimmers nahmen die Offiziere sogleich militärische Haltung an, ihr Benehmen zeugte von guten Formen. Einer von ihnen, ein Balte, sprach fließend deutsch. Ihre Stimmung war gedrüht; nicht ihre Verwundung war es, worüber sie klagten, sondern ihre Gefangenenschaft. Ueber die ihnen zuteil werdende Behandlung waren sie des Lobes voll. Am unerträglichsten sei ihnen die Untätigkeit und die dadurch hervorgerufene Langeweile. Sie hatten sich aus Pappendekel ein Schachbrett zurecht gemacht, um „Dame“ spielen zu können. „Über den ganzen Tag können wir doch nicht Dame spielen“, meinte der Balte. Hinfertblidend, ja zornig, sah der eine Offizier drein, der den Fluchtversuch gemacht hatte. Er konnte sich augenscheinlich am wenigsten in seine Lage finden. Und von den beiden anderen Offizieren, jungen, hochaufgeschossenen Männern, beide durch Schüsse am Arm verwundet, wußte mir der deutschsprechende Hauptmann zu erzählen, daß sie ganz besonders gedrückt seien durch die Art, wie sie in Gefangenenschaft gehalten werden. Als sie die Verwundung erlitten hätten, sei es ihnen gelungen, ein russisches Automobil zu erreichen. Der Fahrer aber habe sich in der Richtung geirrt und sie anstatt zu ihrer Truppe unmittelbar zu den Breiten geführt.

Mit vornehmer Berührung, der sich sogar der finstere dreinblickende Hauptmann anschloß, erboten die Offiziere meinen Abschiedsgruß.

Afrikanerschau in Frankreich.

Die nachstehenden Mitteilungen gehen der „Rein-Beisfädischen Zeitung“ über Lyon von einem ihrer französischen Mitarbeiter (Deutschamerikaner) zu, der in der Hauptsache im Dienste amerikanischer Mäler steht und deshalb in Frankreich verbleiben konnte:

Was ist an afrikanischen Wilden nach Frankreich herübergeschafft wird, davon macht man sich außerhalb dieses Landes absolut keinen Begriff. Von Alger, Tunesien, Marokko bis hinab zum Kap der Guten Hoffnung wird es wohl kaum noch einen Volksstamm geben, der, sofern er unter französischer, englischer oder belgischer Herrschaft steht, nicht kriegerisch an Frankreich abgegeben wurde. Die Feinde Deutschlands handeln offenbar nach dem Grundsatz der Warenhausbesitzer: die Masse soll es schaffen! Auch die Anwendung dieses Grundsatzes ist mir ein Rätsel mehr, daß die Regierenden, die ihn anwenden, und die Regierten, die auf ihn bauen, nicht mehr fähig sind, sich Rechenschaft von ihrem

wiederum mit einem glänzenden Sieg der Deutschen endete und damit der Bevölkerung von Paris die Augen öffnete, daß jeder weitere Widerstand nutzlos sei.

Der alte Fritz und seine Soldaten.

Die Heldengestalt des größten Feldherrn, den das Hohenzollernhaus aufzuweisen gehabt hat, steht in den gegenwärtigen Kriegsjahren lebendiger denn je vor den Augen der Nation. Ein besonders bemerkenswertes Kapitel im Leben des alten Fritz bildet sein trotz aller königlichen Würde menschlichamerabäthliches Verhältnis zu den Soldaten, die er bekanntlich seine „lieben Kinder“ nannte und die dafür auch mit einer freiwilligen Anhänglichkeit an ihn hingen, die in der Geschichte der deutschen Fürsten wohl einzig dastehen wird. Erinnern wir hier an einige verbürgte Anekdoten, die dieses schöne Verhältnis von Feldherr und gewöhnlichem Krieger trefflich bezeugen.

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?“ rief der zornige König in der unglücklichen Schlacht bei Kulm einem Regiment entgegen, das dem Feinde nicht länger Standhalten vermochte. Da antwortete ihm ein alter Grenadier: „Nör mal Ärmle, ich dücht doch bei dreizehn Pfennigen Löhnung wär's für heute genug!“

Nach verlorener Schlacht ritt der König abends nach Rimbürg, nur von wenigen Truppen begleitet. Um die Pferde zu tränken, ward in einem Dorfe kurze Rast gemacht. Da trat ein alter verwundeter Reiter auf den König zu und bot ihm Wasser: „Trinke Eure Majestät doch und laß Bataille Spralle sein! Es ist nur gut, daß Sie leben. Unser Herrgott lebt gewiß auch, der kann und schon wieder den Sieg geben.“

In Rimbürg saßen die Reste der Garde am Könige vorüber. „Kinder“, sagte er, „Ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt.“ Und auf die Antwort, daß es an der Führung gefehlt habe: „Nun habt Geduld, ich werde alles wieder auf machen.“

Am 9. Oktober 1744 erging Befehl dem Hebergang über die Mosel bei Thion. Dabei fiel der Hauptmann von Bedell, ein besonderer Liebling des Königs. Auf die Weisung hintrat ritt dieser mit dem Rufe: „Wo ist Bedell? Wo ist Bedell?“ in großer Aufregung durch die Reihen der Schwärmen. Da rief sich ein Leutnant, dem der Fuß verstoßen war, auf und antwortete: „Majestät, hier liegen hinter Bedell.“ — „Er hat mir eine gute Lehre gegeben, ich danke ihm davon! Wie in Dein Name?“ — „Hohendorf.“ — „Wem er kunnert ist, melde ich ihm bei mir.“ — Hohendorf wurde wiederberufen, meldete sich und erhielt vom Könige eine Oberleutnantsstelle.

Als im Besondere des Jahres 1757 ein Leutnant den Soldaten auf dem Marsche beim Vorüberkommen des Königs das Singen unterlegen wollte, fuhr dieser ihn an: „Herr, laß! Er meine Leute vergrünelt! Denkt Er, daß Er Mäner unter sich hat? Nein, es sind unehre Bräuer! Kinder, singt fort, ich will euch nicht stören!“

abermühten den absteigen. Es mögen jetzt schon an 200000 farbige „Soldaten“ auf französischem Boden stehen. Dieser blättert schon von drei bis vier Millionen. Aber die sehen in ihrer geistigen Trunkenheit doppelt, dreifach und vierfach. Was in aller Welt diese Gattung Soldaten gegen einen so furchtbaren Feind, wie es die Deutschen schon für die gewöhnlichste Schlachtgedrillten Franzosen sind, anhängen will, darüber ist man sich, scheint, auch in den leitenden Kreisen des Generalstabes noch nicht klar geworden. Uniform und Schutzwert hat man noch nicht einmal für die regulären französischen Truppen zur Genüge übrig. An Waffen fehlt es schon längst. Man ist jetzt dabei, die Waffensachen auch in Italien aufzukaufen. Damit sollen nun die Wunden schmerzen, schreien, wenn man auch annehmen will, daß sie sich dem Feinde in ihrer paradiesischen Rastzeit verzeihen lassen. In Lyon wimmelt es von Aufstiehlern, Dörrtötten, Kongressen, Marokkanern. Doch, wer kennt die Welt, nennt die Namen. ...! Will Frankreich und England eine große Afrikanische Expedition? Es heißt, man will sie in die Feuerlinie vorführen, damit sie „den Feind beunruhigen, mürbemachen, verwirren, peinigen“, schreibt der „Von République“, und die anderen schreiben nach, und alle, alle glauben es! Auf den Gedanken allein läßt sich über Hoffnung. Niemand mag heute mehr, diesen Gedanken zu erschüttern. Niemand hat den Mut dazu, weil er nur zu gut weiß, daß an die Stelle des Glaubens nur noch die Revolution, der Umsturz, alles bestehende, der Untergang treten kann.

In der Verbreitung des ungläubigsten Wahnsinns liegt Methode. Man wirft ihm als letzten Rettungsanker aus. Après nous le déluge! Frankreich erstickt in der Lüge. Es ist ein einziges langes, ungeheures, gegenseitiges Selbstschaden durch Lüge und Betrug. Die Rückkehr zur Wahrheit hat man sich abgeschnitten.

Es ist unmöglich, einzelne Bilder des unbeschreiblichen Elends festzuhalten. An Schilf denkt kein Mensch mehr. Man hungert, durstet, friert blöd in den blauen Himmel. Läßt sich von der Riesenvölle der Leidensgenossen und Soldaten beiseite schieben, läßt sich kosten, treten, töten. Man hat den Willen zu leben verloren. Ich frage mich: hat es jemals in einem Lande soviel Elend in tausendfacher Gestalt gegeben? Jemals, so lang die Sonne scheint? Jemals soviel Elend wie jetzt in Frankreich? Rein, dies Elend kann nirgends überboten werden. Und ich sehe es nur im Süden Frankreichs. Leute, die aus dem Norden kommen, verfluchen, im Süden könne man endlich zur Besinnung kommen.

Wir armen Hamburger.

Ein Hamburger Mitarbeiter schreibt uns: Es ist eigentlich ein Wunder, daß ich von Hamburg aus noch eine Mitteilung in die Welt geben kann. Denn unsere schöne Stadt mit den gewaltigen Handelshäusern auf den Kais der Hafenböden und dem reichen Villenfranz auf den blauen Wellstein der Alster liegt in Schutz und Wache. Unser Bürgermeister und unser Senat sind verjagt und ein „Hafenkommandant“ läßt herrliches Regiment über uns und gestattet niemandem, das Weichbild der Stadt zu verlassen. Man sollte es, obwohl wir doch bereits allerlei imponierende Weise von der Unfähigkeit unserer Feinde haben, nicht für möglich halten: aber all diese schönen Dinge werden den Franzosen und Engländern vorgelegt. Und zwar im Pariser „Petit Journal“. In der in Hamburg vorliegenden Nummer vom 2. September. Nach allerbesten Informationen aus Italien. Zeit befristeten Signum des deutschen Botschafters in Rom! Wo müssen auch wir in Hamburg glauben, daß wir verschontet am Boden liegen.

Zuerst sind wir, nach den Mitteilungen des „Petit Journal“, von den eigenen Militärbehörden ausgeraubt worden. „Die großen Lagerhäuser im Hafen“, so heißt es wörtlich, „in denen ungeheure Mengen von Getreide, Konerven aller Art, Pökefleisch, Gemüse, Zucker, chemischen Produkten, Mehl, Kakao, Kaffee, Tee und andere Lebensmittel aufbewahrt sind, wurden gleich bei Beginn der Mobilisierung auf Befehl des Generalstabes geleert. All diese Vorräte wurden in Sonderzügen an die Front des Heeres gebracht, um dort an die Truppen verteilt zu werden.“ Und dann wird weiter von den schrecklichen Folgen dieser „Veranbarung“ erzählt: „Die bevölkerte Stadt Hamburg, in der der Verkehr gänzlich unterbrochen ist, wo in keiner Werkstatt gearbeitet wird, in der alle Fabriken geschlossen sind, in der 1500 Schiffe mit ihrer ganzen Besatzung im Hafen liegen, ohne abfahren zu können, fängt an, die Hungersnot zu spüren. Die Preise für die notwendigen Lebensmittel sind enorm gestiegen.ierzehn Tage nach der Mobilisierung wurde das Duzend Eier für 10 Mk. verkauft. Frisches Fleisch war überhaupt nicht zu bekommen, weil alles Vieh nach dem Innern des Landes gebracht worden war. Es fehlt an Milch und Futter. Für die kleinen Kinder gibt es weder Kuhmilch noch Kindermehle, und die besorgten Mütter versammeln sich in großer Zahl vor dem Rathaus und fragen, womit sie ihre Kinder ernähren sollen.“ Es folgen dann erschütternde Mitteilungen über den Protest des Senats gegen die Veranbarung, über seine Weigerung und gerichtliche Verfolgung durch die Militärbehörde. Und im Anschluß daran kommt dann die knappe Meldung von der Bombardierung und Zerstörung Hamburgs, Altonas und Kiels durch die vereinigte russische und englische Flotte.

Merkwürdig, daß ich noch immer ruhig vor meinem Schreibtisch sitze und hinter mächtigen Bäumen den Frieden der Alster sehe. Daß ich bei einer Fahrt durch den Hafen von den Schiffswerten her die klingende Melodie kraftvoller Arbeit höre, und bei einem Gang durch die Straßen sah, wie ruhig das Volk von Hamburg in seiner überwiegenden Mehrzahl der gewohnten Arbeit nachging. Vor dem Rathaus erlebte ich keine Mordgebeug, hungernder Mütter, sondern den Stegengel einer ungeheuren Menschenmenge, die soeben aus dem Marode des Bürgermeisters eine gute Vorrat vom Kriegsschauplatz genommen hatte. Ach nein, wir leben noch, wir Hamburger und leben so intensiv, daß wir über die Refordlungen der Franzosen ein ungeheures Gelächter aufstimmten würden, wenn nicht draußen im Feld unsere tapferen Brüder mit Hieb und Stich und unter Strömen kostbaren Blutes die Vögel auseinanderhauen müßten. Tag um Tag kommen jetzt Bernurndete von den Schlachtfeldern nach Hamburg. Sie werden mit Liebe und herzlichen Wünschen empfangen und in großen und ruhigen Lazaretten mit Hingebung gepflegt. Sie spüren nichts davon, daß unser Hamburg arm und verhungert am Boden liegt und in die Stille ihrer mit Blumen geschmückten Stuben dringt nichts von dem „Gebriß der aufwühlend sich zusammenrottenden Arbeitslosen“, von denen die „Informationen aus Italien“ so phantasievoll zu lägen wissen. Daß sie unter dem Zeichen des deutschen Botschafters in Rom weitergegeben werden, ist offenbar ein neuer Trick, aus Lügen Glaubwürdigkeiten zu machen. L. R.

Aus Stadt und Land.

Gießen, 16. September 1914.

Tr. Inter- für Jorgestellte für Stadt und Landkreis Gießen, Gießen, Alterweg 2, Sprechstunde jeden Donnerstag abends 6 bis 7 1/2 Uhr.

Landesuniversität. Dem Assistenzarzt an der hiesigen Klinik für psychische und nervöse Krankheiten Dr. Matthias Heinrich Göring wurde die voria legandi bei der hiesigen medizinischen Fakultät für das Fach der Psychiatrie erteilt. Seine Habilitationsschrift handelt über: Die Gemeingefährlichkeit in psychiatrischer, juristischer und soziologischer Beziehung.

116er als Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Kustetier Feil von der 8. Kompanie des Inf.-Regts. Kaiser Wilhelm hat in dem Gefecht bei Amos am 21. August eine feindliche Fahne erobert. Feil erhielt für diese Tat das Eiserne Kreuz 2. Klasse. — Der ebenfalls in der 8. Kompanie dienende Bisfeldwebel Dutin, der sich auch in demselben Gefecht das Eiserne Kreuz 2. Klasse erworben, hat am 10. September in einer Schlacht an der Marne mit wenigen Leuten eine feindliche Batterie genommen. Für diese Bastei ist Dutin zur Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse vorgeschlagen worden.

Beidnet die Kriegsanleihen!

Der Haftpflicht-Versicherungsanstalt der Deutschen-Russischen landwirtschaftlichen Versicherungsgesellschaft gehörten Ende 1913 24 291 Mitglieder an, das sind gegen das Vorjahr 1380 Mitglieder mehr, während 1912 die Mitgliederzahl nur 603 anwuchs. Der Gesamtbeitragsbeitrag dieser 24 291 landwirtschaftlichen Betriebe und der 62 selbständigen Gewerbebetriebe betrug auf 11 839 788 Arbeitstage mit einem Geldwert der Jahresbeitragsleistung von 21 340 927,19 Mark. Die Mithinggröße der versicherten Betriebe ist im letzten Jahre um 6306 Hektar gestiegen auf 278 011 Hektar. Wie in allen Vorjahren ist es auch in 1913 nicht notwendig geworden, eine besondere Umlage zu erheben. Die eingeangenen Beiträge von 45 536,84 Mark haben zur Schadenbedeckung und den vorgeschriebenen Rücklagen ausgereicht. Von den im Laufe des Jahres eingeangenen 248 Rückstellungen von 11 839 788 Mark wurden durch Zahlung einer Entschädigung von 9821,43 Mark erledigt. 64 dieser 120 Schadensfälle — 53 Prozent waren durch Tiere herbeigeführt und verursachten einen Aufwand von 5111,80 Mark. Der aus dem Jahre 1911 stammende schwere Schadenfall, der selber die Anzahl betraf, ist seinem Abschluß nahe gebracht. Nachdem das Reichsgericht im wesentlichen die Klageabwehrung dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt hatte, wurde ein Vergleich abgeschlossen. Es wurden danach an das 3. Jr. des Unfalls annähernd 3 Jahre alte Arme und seinen Vater für alle Anklagen aus der Verlesung — Verlust eines Beines durch die Wühlmause — 12 000 Mark gezahlt und die sämtlichen Kosten mit 2843,05 Mark übernommen.

Für Postanweisungen nach den Niederlanden und den niederländischen Kolonien gilt jetzt das Umrechnungsverhältnis von 100 Gulden = 178 Mk.

Elabholungs- und Ortsdienst. Schon längere Zeit hat die Telegraphenverwaltung Verbesserungen im Elaboldienst eingerichtet, die verdienen, dem Publikum zur Kenntnis empfohlen zu werden. Das hiesige Telegraphenamt übernimmt es nicht nur, im sogenannten Ortsdienst Briefsendungen durch einen Elaboldienst abholen und unmittelbar anschließend an die Abholung durch den nächsten Boten an einen Empfänger im Ort zu bringen, sondern es befaßt sich auch mit der sogenannten Elaboldung, indem es gewöhnliche Briefsendungen im Ortsdienst durch einen Elaboldienst abholen und zur Postbeförderung abliefern läßt. Derartige Dienstleistungen können sowohl durch Anrufen der hiesigen Telegraphenabfertigungsstelle (Anschluß Nr. 0) bestellt, als auch mündlich an den Postkalkulator oder schriftlich beim Telegraphenamt angemeldet werden. Auch ist gestattet, Briefschreiben kostenfrei in die Briefkästen zu legen oder dem bestellenden Boten mitzugeben. Die gewöhnliche Gebühr für einen Auftrag im Ortsdienst beträgt 25 Pf. für die Elaboldung auf 25 Pf. schenkt. Bei gleichzeitiger Ausführung mehrerer Aufträge ermäßigen sich die Gebühren. Auskünfte in dieser Hinsicht erteilt das Telegraphenamt (Anschluß Nr. 0). Es wird bei dieser Gelegenheit noch auf folgendes aufmerksam gemacht: Zur Beschleunigung des Ortsdienstes ist es zulässig, daß sich diejenigen Auftraggeber, welche einen Fernschreibensantrag begeben, die etwa erwartete Antwort vom Boten von unterwegs aus zusprechen lassen. Eine Gebührenerhöhung tritt hierbei für die Ausführung des Auftrages nicht ein.

Wiederergreifung eines Lustmörders. Der Arbeiter Ludwig Baldschmidt, der wegen eines Lustmordes in Frankfurt vor zwei Jahren der Freisprechung durch das Reichsgericht verurteilt wurde und am 14. d. M. wieder ergriffen.

Oberfeld, 15. Sept. Polizeibeamter Georg Bild feierte mit seiner Gattin das goldene Hochzeit. Dem großen Jubelpaar wurde die goldene Ehejubiläums-Medaille überreicht.

Vermischtes.

Der „Flaggenmann“ in englischen Deere. Die Engländer sind bekanntlich auf ihr Schiffeher, zu dem sie ihre innere Beziehung haben, so stolz, wie auf alles, was ihnen befaßt. Wenigstens sie den einzelnen Soldaten über die Welt aufweisen, so behaupten sie doch, ihr ganzes Heer sei glänzend organisiert, und weisen mit Strenge auf gewisse Vorzüge hin, die ihrem militärischen ungeschulten Geist als höchst wichtig erscheinen. So weiß z. B. eine englische Zeitschrift voller Trübsinn auf die Signalleute hin, die sich bei jedem englischen Regiment befinden. Der „minute-man“ ist ein besonders ausgebildeter Soldat, der fähig ist, „mit einer gewöhnlichen Signallatte die 72 Buchstaben und Zeichen, die das Morse-Alphabet enthält, in 60 Sekunden zu übermitteln“. Es ist also eine Art „drahtlose Fernschreibmaschine“, die man bei den englischen Truppen eingeführt hat. Die Geschwindigkeit dieser Leute grenzt nach den Angaben ihrer Vorgesetzten an Wunderbare. Da einige der Buchstaben durch vier verschiedene Bewegungen der Latte ausgedrückt werden müssen, so muß der Signallatte eine große Fertigkeit besitzen und die Latte durchschnitten, um sie in der Sekunde hin- und herzubewegen. Deshalb sind auch diese Soldaten im Deere besonders angesehen, und obwohl ein großer Aufwand an diesen Leuten ist, gewinnen nur sehr wenige den hohen Anforderungen. Das Regiment, das mehr als ein oder zwei solcher „minute-men“ hat, gilt für besonders glücklich. Denn die englischen Militärkommandanten schreiben diesen Flaggen-Signalen eine große Bedeutung zu. „Es ist Tatsache“, lautet eine solche Stimme, „daß die Signalleute, obwohl man im Publikum wenig von ihnen weiß, in Kriegszustand für jede Armee von höchster Wichtigkeit sind. Telegrammverbindungen sind nicht immer zur Hand, und Fernschreiber sind auch viel zu schwerfällig zum Gebrauch bei den großen Aushebungen, die jetzt die Schlachtfelder haben. Im Burenkrieg haben sich diese Signale durch Hagen oder Licht außerordentlich bewährt.“ Im Frieden hat es der englische Signalmann gut. Er hat viel freie Zeit und geniesst eine Ausnahmestellung, braucht keine schwere Ausrüstung zu tragen, erhält in der Kaserne einen eigenen Raum zugewiesen, und wenn er die jährliche Prüfung, die er ablegen muß, gut besteht, bekommt er sogar noch eine Zulage zu seiner Wohnung. Im Krieg aber hat er schwere Zeit. Wenn das Regiment auf dem Marode ist, dann kommt zuerst der Oberst, dann kommen die Bioniere, dann die Signalleute, dann die Musikkapelle und dann erst die eigentliche Truppe. Die Signalleute müssen immer vorweg sein, stets bereit, Befehle weiterzugeben. Während die anderen bei der Schlacht in guter Deckung liegen, betritt das Regiment und die Bewegung ihrer

Hande oder das Verschwinden ihres Aufzeichnungs dem Feinde ein treffliches Ziel, und so sind denn in Südafrika besonders viele minute-men getötet worden. Einmal wurde zweimal seine Fahne aus der Hand geschossen, ohne daß er selbst verletzt war. Mit diesen Signalen treiben die englischen Soldaten auch manchen Spaß. So erzählte ein Signallatte, daß er bei einem indianischen Aufstand mit seinem Regiment nach einem blutigen Kampfe eine Anhäufung erlitten hatte. Wie er über das Land lief, fällt ihm auf einmal in der Ferne ein Flaggen-Signal auf: „O. O. O.“. Dieses Zeichen ist eine Warnung, der eine Botschaft von höchster Wichtigkeit folgt. Es wird nur in gefährlichen Augenblicken angewendet. Der Signallatte erwidert das Signal, und was bekommt er daraufhin für eine Mitteilung? Der andere Signallatte, ein Spannvogel, reagiert: „Al es bei Euch sehr kalt oben?“

Die erste deutsche Siegesfunkenbotschaft nach Amerika. „Eine deutsche Armee hat einen glänzenden blutigen Sieg in der Nähe von Metz in Vostingen gewonnen.“ Das war die erste Siegesnachricht, die die deutsche Gesandtschaft in Washington am 21. August direkt von Berlin durch Funkpruch erhielt. Sie wurde von der Gesandtschaft sofort an die Presse weitergegeben und eilte nun auf „Flügeln des Traktes“ durch die Vereinigten Staaten. Der deutsche Geschäftsträger v. Hainhausen, der von Reportern befragt wurde, erklärte, daß die Depesche in Geheimnis gehalten sei. „Es ist die erste Verbindung, die wir durch drahtlose Telegraphie mit Berlin erhalten haben. Ich hoffe, daß wir von jetzt an auf diese Weise mit unserer Regierung in ständigem Einvernehmen bleiben werden.“ Die Depesche wurde von der Station für drahtlose Telegraphie in London in New Jersey aufgenommen, wo die Vereinigten Staaten einen besonderen Beamten angestellt hatten, der eine strenge Bewachung aller eingehenden oder ausgehenden Botschaften durchzuführen sollte. Die Nachricht rief überall großes Aufsehen hervor.

Papst Benedikt und das Tennisspiel. Im „Giornale d'Italia“ erzählt der frühere Abgeordnete Francesco Croce, der seit langem in freundschaftlichen Beziehungen zu Papst Benedikt XV. gestanden hat und ihn als Kardinal häufiger in seiner Villa in Serravalle als Gast sah: „Eines Tages trat der Erzbischof bei uns ein, während gerade Tennis gespielt wurde. Der Erzbischof legte den leichten Mantel ab, nahm ein Racket in die Hand und begann mitzuspielen. Dabei sagte er: „Als Knabe habe ich in Vercelli fast alle Tage gespielt; Tennis ist ein Spiel, das mir sehr viel Vergnügen macht, und ich versichere Euch, daß ich es heute noch gespielt habe.“ Und er bewies in der Tat, daß er noch immer ein tüchtiger Tennisspieler war.“

Ein paar Zahlen zum Vergleich.

Unwillkürlich schweifen namentlich bei den Nachrichten vom weltlichen Kriegsschauplatz die Gedanken immer wieder rückwärts zu den Erinnerungen an die Ereignisse von 1870. Namentlich wird immer wieder sorgenvoll erwogen, ob nicht dieser Krieg von 1914 unendlich viel blutiger und opferreicher für uns sei als der von 1870. Es ist merkwürdig, eine wie große Ununterschiedlichkeit fast ganz allgemein über die hier zum Vergleich heranzuziehenden Zahlen aus dem Kriegsjahre 1870/71 herrscht, obgleich es eigentlich sehr leicht ist, sie zu erfahren. Hier eine Auswahl und die Hauptdaten daraus:

Es betragen die deutschen Verluste 1870 in dem Gefecht bei Weißenburg 91 Offiziere und 1460 Mann; bei Wörth: 489 Offiziere und 10 000 Mann; bei Spichern: 4871 Mann; bei Colombay-Rouilly: 5000 Mann, darunter 200 Offiziere; bei Bionville-Mars la Tour: 16 000 Mann; das 24. Regiment allein verlor hier 1000 Mann und 52 Offiziere, das zweite Bataillon des 20. Regiments alle Offiziere, die Brigade Weyell von 95 Offizieren und 4546 Mann 72 Offiziere und 2542 Mann; bei Gravelotte-Saint-Privat: 20 169 Mann, darunter 899 Offiziere. Die ersten 14 Tage des August — am 4. August fand das erste Gefecht, das bei Weißenburg, statt —, also die ersten zehn Tage seit Eröffnung des Kampfes, kosteten nach der Berechnung des Generalfeldmarschalls v. Moltke in seiner Geschichte des Krieges von 1870/71 die Deutschen in sechs Schlachten 50 000 Mann. Sedan kostete uns 460 Offiziere und 8500 Mann; eine für die meisten nach dem Vorangegangenen sicherlich überraschend geringe Zahl. Die Gesamtverluste des Krieges von 1870/71 betragen nach Moltke 6247 Offiziere und 123 453 Mann. Alles in allem Summen, hinter denen das weit zurückbleibt, was uns die Verlustlisten des Krieges von 1914 bis jetzt zu erzählen hatten.

Kirchliche Nachrichten.

Evangelische Gemeinde.

Heute abends 8 Uhr: Kriegsbetende in der Johanneskirche. Harzer Bechtolsheimer.

Meteorologische Beobachtungen der Station Gießen.

Sept.	Barometer auf 0° reduziert	Temperatur der Luft	Abolute Feuchtigkeit	Relative Feuchtigkeit	Windrichtung	Windstärke	Wolkenhöhe in Fuß über dem Beobachter	Wolkenhöhe in Fuß über dem Meeresspiegel	Wetter
15. 20.	747,1	18,6	7,7	48	W	4	5		Sonnenschein
16. 9.	748,0	13,4	9,5	83	W	2	10		Bd. Himmel
16. 7.	747,8	12,4	10,0	93	SW	10			„

Böste Temperatur am 14.—15. September 1914 = + 18,8° C. Niedrigste „ 14.—15. „ 1914 = + 14,1° C. Niederschlag: 0,3 mm.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Aug. Goeß.

Ämtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Betr.: Ausführverbot. Die nachstehende Bekanntmachung des kaiserlichen Reichsanzlers vom 9. September bringen wir zur öffentlichen Kenntnis. Gießen, den 14. September 1914. Großherzogliches Kreisamt Gießen. Dr. Unger.

Bekanntmachung.

Auf Grund des § 2 der kaiserlichen Verordnung vom 31. Juli d. J., betreffend das Verbot der Ausfuhr und Durchfuhr von Waffen, Munition, Pulver und Sprengstoffen, sowie von anderen Artikeln des Kriegsbedarfes und von Gegenständen, die zur Herstellung von Kriegsbedarfsmitteln dienen, bringe ich hierdurch in Abänderung der Bekanntmachung vom 1. August d. J. (Sonderausgabe des Reichsanzeigers vom 1. August d. J.) zur öffentlichen Kenntnis, daß bei der Position Baustoffe aller Art für Brückenbau und Befestigungszwecke. Jement von dem Ausführverbot ausgenommen wird. Berlin, den 9. September 1914. Der Stellvertreter des Reichsanzlers. Deßbrd.

